

Hamburg

Hamburg inkludiert mehr als je zuvor

Studie zeigt Fortschritte und wachsenden Bedarf

MORITZ EICHHORN

Der Mensch wächst an seinen Aufgaben, aber auch die Herausforderungen wachsen mit den Menschen. Beispiel Inklusion: Einerseits tragen die Inklusionsbemühungen Hamburgs Früchte. Immer weniger Kinder besuchen Förderschulen. Andererseits wachsen die Ansprüche. Immer mehr Kinder werden als förderbedürftig eingestuft. Das ist das Ergebnis einer Studie der Bertelsmann-Stiftung zur Inklusion in Deutschland.

Der Inklusionsanteil an Regelschulen in Hamburg ist im Schuljahr 2013/14 auf den höchsten Wert seit Inkrafttreten der UN-Behindertenrechtskonvention 2009 gestiegen. Über die Hälfte aller Kinder mit Förderbedarf (59,1 Prozent) besucht in Hamburg eine Regelschule. Vor sechs Jahren waren es noch 14,5 Prozent. Nicht mal ein Sechstel. Damit liegt Hamburg deutlich über dem Bundesdurchschnitt von 31,4 Prozent. Im gleichen Zeitraum ist der Schüleranteil an Förderschulen deutlich gesunken. Hamburg ist also auf gutem Wege in Richtung eines fast vollständig „inklusions“ Schulsystems. Während der Inklusionsanteil in den hanseatischen Kitas bei 87,4 Prozent liegt und an Grundschulen 69,5 Prozent beträgt, besucht auch in der Sekundarstufe mit 56,3 Prozent die Mehrheit der Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf eine Regelschule. Dabei gehen von den knapp 4200 Förderschülern der Sekundarstufe rund drei Prozent auf ein Gymnasium. Inklusion findet in Hamburg im Sekundarbereich also hauptsächlich an Gesamtschulen statt.

Parallel zu steigenden Inklusionsanteilen in Hamburg sinkt der Schüleranteil an Förderschulen. In Hamburg lernen damit deutlich weniger Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf an Förderschulen, als dies im bundesweiten Durchschnitt der Fall ist (4,7 Prozent). Allerdings wird gleichzeitig bei immer mehr Kindern ein sonderpädagogischer Förderbedarf festge-

ANZEIGE

UNGER-FASHION.COM

stellt. Die Förderquote ist zwischen 2008 und 2013 von 5,7 auf 8,8 Prozent geklettert. Die Divergenz zwischen den beiden Entwicklungen – bessere Einbindung einerseits und ein Wachstum an Einzubindenden andererseits – lässt Professor Klaus Klemm, der die Studie wissenschaftlich verantwortet, aufhorchen: „Natürlich fragen wir uns, welche Ursachen eine stetig steigende Zahl an Kindern mit Förderdiagnose haben könnte.“

Es kursieren grundsätzlich drei verschiedene Theorien. Am unwahrscheinlichsten gilt die Vermutung, dass steigende Umweltbelastung und Stress zur Beeinträchtigung der Lernfähigkeiten der Kinder in Großstädten geführt haben. Plausibler, laut Klemm, seien veränderte Konsequenzen einer Einstufung als förderbedürftig. Kinder, die bei einer solchen Diagnose früher von einer Regel- auf eine Förderschule hätten wechseln müssen, können dank der Inklusion nun in ihrem angestammten Umfeld bleiben. Eltern konnten früher außerdem eine Überweisung an solche Bildungseinrichtungen beeinflussen. Das gilt nicht länger.

Zuletzt schien es, als ob zusätzliche Mittel, die Schulen für jeden ebenso diagnostizierten Schüler zufließen, Anreize für Pädagogen darstellen könnten, besonders akribisch nach Lernschwierigkeiten bei Schülern ihrer Einrichtungen zu suchen. Doch Klemm prophezeit: „Einige Bundesländer – zum Beispiel Schleswig-Holstein oder Bremen – zeigen, dass es gelingen kann, die Gruppe der Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf, die „exklusiv“ in Förderschulen unterrichtet werden, deutlich zu verkleinern.“

ANZEIGE

VERANSTALTUNGEN

KUNST & ANTIQUITÄTEN
SCHLOSS WOTERSEN
Verkaufsausstellung
4.-6. SEPT.
Mit Herbstmarkt in der Remise
Freitag 15-19 Uhr
Samstag 11-19 Uhr
Sonntag 11-18 Uhr
Am Sonntag: Jazz-Frühshoppen
Messeinfo: 04542 85 69 070 · www.mendelssohn-messen.de



Anastasia Umrik in ihrem Rollstuhl: „Je nachdem, wo du dich befindest, irgendwie bist du ein Freak“, sagt sie

VANESSA REIBER

Wenn der Begriff Mode fällt, steht der in knalligem pink angelegte Mund von Anastasia Umrik nicht mehr still. Mode ist für sie mehr als einfach nur Kleidung: „Für mich ist Mode auch ein Kommunikationsmittel. Ich kann durch meine Kleidung meine Stimmung oder eine Gruppenzugehörigkeit zeigen“, so die 28-Jährige. Sie trägt gerne hohe Schuhe und hasst Kleidung, die knieft oder zwickt. Nicht immer sei es einfach, gut sitzende Bekleidung zu finden. „Viele Kleidungsstücke schlagen im Sitzen Falten“, so Umrik. Sie sitzt jedoch die meiste Zeit, denn sie hat Spinale Muskelatrophie – zum Laufen sind ihre Muskeln zu schwach, deswegen ist sie auf den Rollstuhl angewiesen. „Egal, wo ich hinkomme, ich werde sowieso immer

angeschaut“, sagt Umrik. „Es liegt aber in meiner Hand, ob die Leute mich anschauen, weil ich gut angezogen bin, weil sie meine Schuhe gut finden oder wegen des Rollstuhls.“

Den Ausdruck „Inklusion“ mochte Umrik nicht. „Ich hörte immer nur: Geld, teuer, Behinderte und nervig“, so Umrik. Dann habe sie ihre heutige Geschäftspartnerin Kathrin Neumann kennengelernt. Die Designerin arbeitete zunächst als Umriks persönliche Assistentin, die sie in ihrem Alltag unterstützte. Heute wollen sie mit ihrem Modelabel inkuWAS das Denken über Inklusion verändern. „Wer von uns ist denn normal? Je nachdem, wo du dich befindest, irgendwie bist du ein Freak“, sagt Umrik. Auf den von Neumann entworfenen bedruckten T-Shirts und Kapuzenpullis soll sich jeder wiederfinden können. Dicke, Dünne, Große, Kleine, Figuren im Rollstuhl und mit Krückstock – unzählige kleine Männchen symbolisieren die Gesellschaft. „Wir wollen mit unseren Designs ein Zeichen für mehr Vielfalt setzen“, erklärt Umrik die Idee hinter inkuWAS.

Für sie selbst sei es normal im Rollstuhl zu sitzen, er falle ihr gar nicht auf. „Unsere Körper sind zwar unterschiedlich, aber im Grunde sind wir doch alle gleich. Alle möchten glücklich werden, wünschen sich einen guten Job und haben ähnliche Sehnsüchte“, so Umrik. Beispielsweise, wenn man verliebt sei, haben alle Menschen die gleichen Schmetterlinge im Bauch. Trotzdem musste auch sie schon Diskriminierungen aufgrund ihrer Behinderung erfahren. Umrik geht gerne aus und tanzt, doch nicht jeder Türsteher lässt sie wegen des Rollstuhls in den Club. „Ich möchte da keinen Aufstand machen. Ich

will durch positive Projekte wie inkuWAS etwas in den Köpfen verändern“, so Umrik.

Warum es immer noch viele Stufen in Hamburg, besonders in der Schanze oder in Altona, gebe, verstehe sie nicht. Schon oft hat sie Betreiber von Cafés oder Kneipen auf die Stufen vor ihren Lokalen angesprochen. „Es ärgert mich, dass die Betreiber keinen Grund sehen, die Stufen abzuschaffen. Sie argumentieren, dass nur einmal im Jahr ein Rollstuhlfahrer rein will“, sagt die 28-Jährige. Sie glaubt, dass ohne Stufen mehr Rollstuhlfahrer rausgehen würden. Eine stufenlose Stadt würde den Rollstuhlfahrern mehr Spontanität ermöglichen.

„Inklusion bedeutet nichts anderes als: Wir gehören alle zusammen, wir leben alle nebeneinander und du darfst leben wie du willst und ich darf das auch“, sagt Umrik. Dafür müssten beide Seiten, behindert und nicht behindert, aufeinander zugehen. Erwachsene verhielten sich aber oft unnatürlich im Umgang mit Behinderten. „Viele glauben, dass sie mich nicht angucken dürfen, weil das unhöflich sei und verbieten auch ihren Kindern, mich anzuschauen“, so Umrik. Aber genau dieses Anschauen sei der erste Schritt für Inklusion.

Seit fünf Jahren setzt sich Anastasia Umrik für mehr Sichtbarkeit von Menschen mit Behinderung ein. Im Alter von 24 Jahren erkrankte die heute 28-Jährige an einer Lungenentzündung – ein Wendepunkt in ihrem Leben. „Vielleicht stirbst du. Was hast du bisher gemacht?“, dachte Umrik, als sie 2011 im Krankenhausbett lag. „Wenn ich das überstehe, starte ich richtig durch und mache irgendwas Großes.“ Kurz nach ihrer Genesung brach sie ihr Studium der Sozialen Arbeit ab, um ihr erstes

Designs für mehr Vielfalt

Anastasia Umrik entwickelt gemeinsam mit einer Partnerin „Inklusions-Mode“ – und wünscht sich eine stufenlose Stadt. Doch davon ist Hamburg noch weit entfernt

Projekt „anderStark – Stärke braucht keine Muskeln“ zu verwirklichen. Zunächst hatte Umrik kein Konzept, nur die Idee, etwas mit Kunst zu machen und muskuläre Erkrankungen zu thematisieren. Es entstand ein Fotoprojekt, bei dem Frauen mit muskulären Erkrankungen in unterschiedlichen Lebenssituationen und Stimmungslagen fotografiert wurden. Als Umrik nach Unterstützern für ihr Projekt suchte, wurde sie zum Teil ausgelacht. „Wer will sich denn Behinderte so intensiv angucken und ob ich nicht eine Grenze überschreiten würde, haben einige Leute gesagt, als ich sie um Unterstützung bat“, erzählt die Hamburgerin. Das habe sie angespornt und ihr gezeigt, dass es zu wenig Akzeptanz für die Gleichstellung von Behinderten und Nichtbehinderten gebe. Nach zwei Jahren Arbeit mit verschiedenen Fotografen und Modellen konnten etwa 60 Fotografien in über 20 Städten ausgestellt werden.

Ausruhen wollte sie sich auf ihrem Erfolg jedoch nicht. Der Name „anderStark“ blieb erhalten, doch steht er heute für einen ehrenamtlichen Verein, in dem Umrik gemeinsam mit den anderen Mitgliedern verschiedene Projekte realisiert. Geplant sind ein neues Fotoprojekt und eine inklusive Modenschau, auf der Hamburger Jungdesigner ihre Mode präsentieren. „Ich habe so viele Ideen, das hört nie auf“, so die junge Frau. „Ein Poetry-Slam, auf dem Leute in lustiger Sprache erzählen, was ihnen im Rollstuhl passiert, wenn sie unterwegs sind, wäre toll.“ Ihre Behinderung sei für die Umsetzung ihrer Projekte jedoch kein Hindernis, sondern ein Vorteil: „Meine Ideen sind gar nicht so besonders, ich bekomme nur durch die Behinderung schneller ein Ohr geliehen.“

ANZEIGE

Glücksgefühle auslösen!
WERTBESTÄNDIG
H.C. KAW
Manufaktur
© geg. 1969
für Sie gefertigt
Trauringe und Schmuck
mit einzigartig schönen Edelsteinen
Nur im Levantehaus
Mönckebergstr. 7 · Tel. 040-32 52 62 82

ANZEIGE

SECONDELLA
SECOND HAND · SECOND SEASON
MEN · WOMEN · KIDS
New Season in shop
Hohe Bleichen 5 · ABC-Viertel · 040 - 352931 · www.secondella.de

„In Hamburg ist man immer unter Druck“

Fortsetzung von Seite 29

Die Schwerpunktsetzung des Senats – etwa am Forschungszentrum Desy – ist gerade mit Blick auf begrenzte Mittel sinnvoll. Hamburg hat ein Problem, das kein Bürgermeister außer Kraft setzen kann: Universitäten in Süd- oder Westdeutschland werden von den jeweiligen Flächenländern mitgetragen, Hamburg als Stadtstaat muss das hingegen allein leisten. Insofern bleibt nur, Schwerpunkte zu setzen. Es ist aber auch eine kulturelle Aufgabe, immer wieder darauf hinzuweisen, dass Hamburg diesen Bereich nicht vernachlässigen darf. Hamburg hat keine sehr lange Tradition von Wissenschaft und Universitäten. Daran zu arbeiten, ist eine der Entwicklungen, deren Ergebnisse man dann in 15 oder 20 Jahren sehen kann.

Hunderttausende Flüchtlinge sind für Deutschland und für Hamburg eine riesige Herausforderung. Sehen Sie darin – auch mit Blick auf die Wirtschaft – für Hamburg eher Chancen oder Risiken?
Es besteht eine gute Chance für Hamburg, aber nur dann, wenn man in sie in-

vestiert. Man darf Menschen, die zu uns kommen, nicht ins Abseits drängen. Man muss ihnen die Möglichkeit geben, sich in die Gesellschaft einzufügen, auch, indem man sie relativ schnell in die Lage versetzt, unsere Sprache zu sprechen. Man muss ihnen Zugang zum Arbeitsmarkt verschaffen, unsere Schulen und Universitäten für ihre Kinder öffnen. Das wird zunächst einmal – knappes – Geld kosten. Insofern wird man über die Kosten solcher Integrationsleistungen reden müssen. Wenn man das alles nicht tut, wird man diese Chance allerdings verspielen.

Hamburgs Wirtschaft hat sich im Lauf von Jahrhunderten immer wieder erfolgreich gewandelt und angepasst. Besitzt die Stadt diese Fähigkeit heute noch?

Das glaube ich schon. Wenn man das heutige Hamburg mit dem der 80er Jahre vergleicht, hat sich die Stadt in ihrem Erscheinungsbild sehr verändert, städtebaulich wie auch wirtschaftlich. Allein bei den Informationstechnologien ist ei-

ne ganze Generation neuer Unternehmer und Unternehmen herangewachsen. Hamburg hat diese Wandlungsfähigkeit nach wie vor.

Die Finanzbranche in Hamburg ist in den vergangenen Jahren stark geschrumpft, Tausende Arbeitsplätze gingen verloren. Wird Hamburg ein wichtiger Finanzplatz bleiben?

Da habe ich Zweifel. Der Aderlass der vergangenen Jahre bei Banken und Versicherungen in Hamburg ist nicht der Politik anzulasten, er hat seine Gründe in den Strukturen und der Konzentration der Branche und ist kaum rückgängig zu machen. Eine Unbekannte dabei ist, welche neuen Unternehmen und Dienstleister neue Technologien in der Finanzbranche hervorbringen können, die in Konkurrenz zum etablierten Finanzsektor treten. Ich neige dennoch zu der Auffassung, dass uns Frankfurt und München hier uneinholbar davongeeilt sind.

Wagen Sie eine Prognose über die Zukunftsaussichten der HSH Nordbank?

